

Leseprobe



Es ist ja so vieles zu bedenken
Einblicke in Werk und Nachlass
des Autors und Aktivisten Josef Reding

© C.W. Leske Verlag
ISBN 978-3-946595-46-5

1 EINLEITUNG			
Kyra Palberg – Josef Reding als Aktivist und Autor	7	BRASILIEN – Tagebucheintragungen	130
Josef Reding – Liebe zum geringsten Bruder	11	SOWJETUNION – Sonja Friedland an Josef Reding	134
2 KRIEG UND FRIEDEN		Natascha liest auch auf Rolltreppen	135
Zechenhaus Jahrgang Nullsieben	15	Briefwechsel zwischen Friedland und Reding	142
Auf der Hohkönigsburg	21	Europa-Lesebuch	145
Junge Bäume bluten weiß	24	Gedicht von Sergei Jessenin	146
Aufsatz Nr. 8	26	Anne Frank: Aus einem Brief vom 3. Mai 1944	147
Bilanz – Dernier cri – Sagt nicht	32	Tanja Sawitschewa: Tagebucheintragungen	148
Josef Reding an Ernst Jünger	37	CHINA – Der Frosch im Brunnen	149
Ein Scharfmacher kommt	40	Yegong liebt Drachen	150
Wie Fahnen zu sinnvollen Textilien werden	47	6 KINDHEITSGESCHICHTEN	
Friedensmüde? – Lebensmüde!	48	Steckbriefe	153
Nelly Sachs	50	Ein kleiner bebrillter Ömmes	156
Jetzt nicht stehenbleiben! Weitergehen!	52	Klaus hat geklaut	159
3 UNBEGRENZTE MÖGLICHKEITEN		Arbeitselefant	160
Silberspeer und Roter Reiher	55	7 DER AUTOR ALS AKTIVIST	
Der amerikanische Journalist	59	Gedichte zur Arbeit	163
Jerry lacht in Harlem	63	Dortmund	164
Mademoiselle Lavallière	67	Der Schriftsteller und sein Honorar	168
Briefe an Walther Küper	70	Auch Schriftsteller brauchen Solidarität	170
Tagebuch-Kolumne	73	Mein gewerkschaftliches Selbstverständnis	172
Martin Luther King	74	noch schreiben?	177
4 FRIEDLAND		Offener Brief an den Staatsanwalt	181
Georg Bitter an Josef Reding	80	Neben dem blauen Seepferdchen	182
Postkarte von Martha Küper	82	Behinderung und Konsequenzen	186
Banditen karten um den Kopf	83	Herr Brockstiepel	188
Friedland. Rezension von Jonas Lesser	87	Arbeitslose Sündenböcke	190
Nur wenig. Antwort Redings auf Lessers Rezension	88	Haß hinter »Türkenwitzen«	191
Antwortbrief von Jonas Lesser an Josef Reding	91	8 WEIHNACHTEN	
Soldaten ohne Gesicht	93	Weihnachtsgeschichten Josef und Paul Reding	195
Postkarte von Schwester Hedwig	97	krippenrede für die 70er jahre	197
5 UM DIE WELT		Du, der hält mit uns Kumpels -	200
INDIEN – Bombay	101	Kein Platz in kostbaren Krippen	202
KAMERUN – Mayo-Ouldémé	103	Als Juanita fort war	207
Die Nacht nach dem Panther	105	ein hallelujah dem asphalt	209
MEXIKO – Mexiko City	109	dann darfst du weihnachten begehnen	210
Publizierte Tagebucheinträge aus Mexiko	113	Sollte ich ...	211
CHILE – Santiago de Chile	115		
Hogar de Cristo	121	Text- und Bildnachweise	213

**Ich halte nichts von
Lebensläufen.**

Josef Reding als Aktivist und Autor



Josef Reding (1929–2020) hielt nichts von Lebensläufen. Vielleicht, weil sie einem ganzen Leben ohnehin nie gerecht werden. Vielleicht aber auch, weil Reding so viele Leben neben- und hintereinander geführt hat, dass sich für ihn die Festlegung auf einen chronologischen Lauf seines Lebens immer falsch angefühlt haben musste. »Oller Fabulierer«, »oller Exilpoet«, »Jimmy«, »Dein oller Mann Josef«, »Teilafrikaner«, so und anders zeichnete der Dortmunder Schriftsteller seine unzähligen Briefe. Er unterschrieb dabei nicht einfach nur mit seinem Namen, sondern immer auch in einer Rolle: als Autor, als Ehemann und Vater, als Reisender und Mann von Welt. In all diesen Rollen hat Josef Reding sich durch die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bewegt – und damit nicht wenige Leser*innen beeinflusst. In der Nachkriegszeit wurden vor allem seine Kurzgeschichten weit über das Ruhrgebiet hinaus gelesen und galten vielen als moralischer Kompass. Als Reding am 10. Januar 2020 starb, war die öffentliche Anteilnahme deutlich spürbar. In den größten deutschen Tageszeitungen erschienen Nachrufe, deren Ton auffällig persönlich war. Redings Werke konnte man zu diesem Zeitpunkt fast nur noch antiquarisch erhalten, seine Themen und seine Person aber waren den Journalist*innen offenkundig sehr präsent. Sie gedachten eines engagierten Literaten, der sich nicht zuletzt mit seinen zahlreichen Veröffentlichungen in Zeitschriften, Zeitungen und Schulbüchern in das bundesrepublikanische Gedächtnis eingeschrieben hatte. Redings Themen waren

stets von gesellschaftlicher Brisanz, sein politischer Spürsinn nahm spätere Warnungen vorweg. Als Autor war er Erzähler, Lehrer und Mahner zugleich und griff immer wieder in die Debatten der Nachkriegszeit ein.

Der vorliegende Band zeichnet ein Leben nach, sucht aber nicht nach Stringenz. Er versammelt Dokumente aus Redings Nachlass, der im Dortmunder Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt archiviert ist, und wirft Schlaglichter auf sein Wirken und Schreiben. Die einzelnen Kapitel sind insofern nicht als geschlossene, aufeinanderfolgende Erzählungen konzipiert, sondern als thematische Räume, die an Erlebnisse und Lebensumstände Redings anknüpfen und von dort aus auf sein Werk blicken.

Im Mittelpunkt des Buches mit seinen sieben Kapiteln stehen: die Kriegserfahrungen des späteren Friedensaktivisten; seine Aufenthalte in den USA, die sein Schaffen inhaltlich und formal prägten; seine Arbeit im Grenzdurchgangslager Friedland; seine Reisen, auf denen er Dokumentarfilme drehte und Netzwerke mit anderen Schreibenden aufbaute; seine Kindheit, seine Kinder und die vielen anderen Kindheiten, von denen und für die Reding schrieb; sein Aktivismus für die angemessene Entlohnung kreativer Arbeit und für Gerechtigkeit auf der Welt; und schließlich sein Glaube, sein christliches Selbstverständnis und seine Weihnachtsgeschichten. All diese Themenräume können nur Ausschnitte zeigen, sie erfassen weder den ganzen Menschen noch seine gesamte

Lebensgeschichte. Vielmehr handelt es sich um aus dem Archiv gehobene Puzzlestücke, die so und auch ganz anders zusammengesetzt werden können.

Der Band beginnt und endet allerdings im Ruhrgebiet. Seine Herkunft hat Josef Reding schließlich immer betont. Noch als Dreißigjähriger lebte er in der alten Arbeiterwohnung seines verstorbenen Vaters und schrieb dort über das Ruhrgebiet, den Krieg, die Arbeitswelt und seine Generation, schrieb vor allem aber über die Ungerechtigkeiten, die ihm begegneten. Sein Werk zeichnet sich schon früh durch konkretes soziales Engagement aus, das in einem pragmatischen Katholizismus wurzelt. Es umfasst zahlreiche Erzählungen, Gedichte und Hörspiele sowie Lied- und Filmtexte. Trotz seines Studiums in den USA und zahlreicher Schreib- und Rechercheaufenthalte in Asien, Afrika und Lateinamerika blieb Reding dem Ruhrgebiet zeitlebens verbunden. Seine Texte verharren nie in der Arbeiterwohnung in Castrop-Rauxel, beziehen diesen Erfahrungshintergrund jedoch beständig mit ein – auch dann, wenn der Autor über Geschichte nachdenkt, Utopien entwirft oder auf andere Kontinente blickt.

Herkunft und Heimat waren für Reding nicht gleichzusetzen: Erstere begriff er als real, Letztere eher als utopisch. Denn die Verwirklichung des Menschen, die die Heimat seiner Meinung nach eigentlich gewährleisten sollte, sah er überall gefährdet. Eine »Entheimatung« konstatierte er für den Nationalsozialismus, eine »Pervertierung der Heimat« befürchtete er für seine Gegenwart. Mit einer verkitschten Vorstellung von Heimat hatte Redings Zuwendung zum Ruhrgebiet wenig zu tun.

Nachdem er als Fünfzehnjähriger im Volkssturm eingesetzt worden war, geriet Reding in US-amerikanische Kriegsgefangenschaft. Nicht nur biografisch, auch literarisch sollte dies einen entscheidenden Einfluss auf ihn ausüben: Amerikanische Soldaten überließen ihm ihre Lektüren, und so lernte er die klassische Short Story kennen, die er später adaptierte. Seinen Hang zur Kurzgeschichte begründete Reding auch mit deren Ähnlichkeit zur Kommunikationsweise der Bewohner*innen des Ruhrgebiets: »In dieser Landschaft

herrscht im sprachlichen Umgang das Knappe vor, eine anziehende Sprödigkeit des Ausdrucks. Der Gesprächspartner, der Kumpel, bekommt nur wenig mitgeteilt und muß sich auf manche karge Anspielung seinen »eigenen Reim« machen, muß also mitdenken, mitdichten.«

Nach dem Krieg arbeitete Reding zunächst in einer Ziegelei und begann, surrealistische Gedichte sowie Prosastücke zu schreiben. Der Tod seines Vaters 1950 bestimmte die darauffolgenden Lebensjahre: Unmittelbar nach dem Abitur arbeitete Reding zwei Jahre lang als Betongießer, um Geld für sein Studium und den Unterhalt für seine Mutter und seine Geschwister zu verdienen. In dieser Zeit stand er in brieflichem Austausch mit Ernst Jünger, dessen Literatur er verehrte und den er sowohl an seinen familiären Sorgen als auch an seinen hoffnungsvollen Plänen für eine Zukunft als Schriftsteller teilhaben ließ. 1951 schreibt er ihm über seinen Brotjob: »Die Arbeit ist zwar hart und schwer, aber sie läßt den Gedanken Spielraum – und es ist ja so vieles zu bedenken.«

Josef Reding wollte, dass sein Schreiben etwas bewirkt: Ein Text sollte zumindest eine einzelne Person zum Nachdenken anregen, bestenfalls aber sollte er die Welt ein bisschen gerechter machen. Sein erstes Buch publizierte Reding bereits mit Anfang zwanzig. Die »Überwindung des Jugendbuchstadiums« gelang ihm nach eigener Aussage mit seiner *Chronik der großen Heimkehr* (1956), die er im Grenzdurchgangslager Friedland geschrieben hatte. Dass sich auch Massenmörder und Kriegsverbrecher in dem Lager aufhielten, wird in dem Buch allerdings verharmlost, die Heimkehr religiös aufgeladen. Die Auseinandersetzung mit der »Nachkriegsheimat« blieb vorerst kurzzeitig. Seinen politisch-literarischen Ton fand Reding erst in den Folgejahren.

Während seiner Studienzeit in den USA hatte Reding Kontakt zur Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King aufgenommen und sich intensiver mit Rassismus auseinandergesetzt. 1957 erschien sein Kurzgeschichtenband *nennt mich nicht nigger*, der bis heute zu seinen bekanntesten Werken zählt und ihm aufgrund der makellosen Gattungsübernahme der amerikanischen Short Story

den Spitznamen »Hemingway des Ruhrgebiets« (Hilmar Klute) einbrachte. Im Vorwort schreibt Reding über seine Erfahrungen im Nationalsozialismus und seinen Blick auf die US-amerikanische Rassentrennung: »[I]ch wußte, daß meine Anklagen von 1945 nichtig waren, wenn ich jetzt nicht handeln, Flagge zeigen würde.« In der historischen Rückschau wirkt der Vergleich unterkomplex, die eigene Rolle kompensatorisch überhöht. Reding jedoch leitete aus seinen Beobachtungen die persönliche Pflicht ab, sich für Gleichheit und Gerechtigkeit einzusetzen. Die Protagonist*innen seiner Short Storys sind von nun an häufig Arbeiter*innen, Kinder und rassifizierte Personen, die sich im Verlauf des Plots selbst ermächtigen, ihr Aufbegehren ist zumeist die Pointe.

Über die regelmäßigen Publikationen in diversen Zeitschriften und Tageszeitungen hinaus suchte Reding in den Jahren darauf die öffentliche Aufmerksamkeit für Diskriminierungen innerhalb und außerhalb von Betrieben, Ausgrenzungen vor und hinter den Fabrikatoren. Sein Selbstverständnis richtete sich dabei gegen Menschenfeindlichkeit jeglicher Ausprägung. In seinen Gedichten, Prosatexten und Kurzsays benennt er die gesellschaftliche Verachtung für sogenannte Gastarbeiter und Arbeitslose ebenso wie die Herabsetzung von Jugendlichen, er prangert Antisemitismus und Ableismus an. Sein Standpunkt blieb stets christlich, sein Schwerpunkt waren die sozialen Schiefen – im bundesrepublikanischen Wohlstand und weltweit.

Mit historischem Abstand betrachtet, zeugen Redings Texte von einem Zeitgeist, der an Aktualität eingebüßt hat. Er entkommt der zeittypischen Figur des *white savior* nur selten und reproduziert strukturell genau die Rassismen, gegen die er sich expressis verbis wendet. In vielen seiner Texte nutzt Reding Varianten des N-Wortes und unterläuft damit seinen antirassistischen Impetus. Werden solche Passagen im Folgenden zitiert, so wird das N-Wort durchgestrichen, um es nicht kommentarlos zu reproduzieren.

Redings Sammlung an Manuskripten, Dokumenten, Kalendern, Materialzusammenstellungen, Verträgen, Rechnungen und Briefen hatte er bereits

zu Lebzeiten dem Fritz-Hüser-Institut vermacht, die letzten Texte, Fotografien und Lebensdokumente wurden 2024 übernommen. Mit rund 200 Archivkartons handelt es sich um das bislang größte Nachlasskonvolut des Archivs. Etwa 100 Ordner mit Korrespondenz zeugen von regem Austausch. Reding schrieb einerseits Kolleg*innen und Freund*innen, Herausgeber*innen und Redakteur*innen sowie Mitgliedern des Verbands deutscher Schriftsteller, andererseits antwortete er unermüdlich Schüler*innen, denen er bei seinen zahlreichen Lesungen und in Schreibwerkstätten begegnet war. Er ermutigte sie im Alltag, las und kommentierte ihre eingesandten Gedichtversuche. So wird anhand des Materials die tagtägliche Arbeit sichtbar, die das Leben des Schriftstellers begleitete.

Der Nachlass zeigt nicht nur ein äußerst produktives und facettenreiches Autorenleben; man begegnet Reding darin auch als unermüdlichem Fürsprecher und Initiator, als ernstem Mahner und aufmerksamem Beobachter seiner Gegenwart. Darüber hinaus gibt der Nachlass Aufschluss über Redings Lebensmittelpunkte abseits der Schriftstellerei, so über die Organisation des Familienlebens mit seiner Frau und den drei Söhnen. Und immer wieder finden sich: Berechnungen, Abrechnungen, Nachrechnungen. Das mühsame finanzielle Haushalten zieht sich durch seine gesamte Autorenlaufbahn.

Die Frage danach, wie es sich vom Schreiben leben lässt, hat in den vergangenen Jahren wieder den Weg in die feuilletonistischen Debatten gefunden – für Reding war sie ein Lebensthema. Er sorgte nicht nur für seine eigene Familie, sondern auch für Schriftstellerkolleg*innen: Er engagierte sich bei der Künstlerhilfe und beriet jüngere Autor*innen geduldig bei Vertragsverhandlungen.

Das Schreiben stand für Reding dennoch im Zentrum seines Alltags und Lebensentwurfs. Sein Nachlass enthält nicht nur zahlreiche fertige Typskripte und ausgearbeitete Entwürfe, sondern auch kleinste Mitschriften, Notizen und Vorarbeiten. Häufig schrieb er auf Ränder von Dokumenten oder Rückseiten von Mahnungen. So lassen sich die Entstehungsprozesse von Einzelwerken detailliert

nachverfolgen. Mitunter kamen Reding erste Gedanken bei öffentlichen Veranstaltungen, sodass sich der spontane Aufschlag für ein Gedicht auf der Rückseite eines Tagungs- oder Lesungsprogramms befindet. Umschreiben, Neuschreiben, Überarbeiten: All diese Praktiken legt der Nachlass offen.

Josef Redings Engagement für Frieden, Gleichheit und Gerechtigkeit bleibt ein ernst zu nehmender Beitrag zu einer progressiven Kulturgeschichte. Er hielt zwar nichts von Lebensläufen, aber er forderte das gute Leben für alle.

Zur Textgestalt: Der Abdruck der Quellen in diesem Band folgt in aller Regel zeichengenau den Vorlagen. Eigenarten von Josef Redings Schreiben bleiben dadurch erhalten. Nur in Ausnahmefällen wurden offensichtliche Fehlschreibungen korrigiert. An wenigen Stellen wurde erläuternd in den Text eingegriffen.

Das vorliegende Buch ist Teil des von der Kunststiftung NRW geförderten Projektes »Josef Reding – Autor, Werk, Netzwerk«.

QUELLEN UND LITERATUR

Der Text basiert auf Nachlassdokumenten Josef Redings im Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt.

Briefe von Josef Reding an Ernst Jünger, 1951–1975, A.Jünger, Ernst, DLA Marbach.

Gertrude Cepl-Kaufmann und Jasmin Grande (Hrsg.): *Schreibwelten – Erschriebene Welten. Zum 50. Geburtstag der Dortmunder Gruppe 61* (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt, Bd. 22), Essen 2011.

Ute Gerhard und Hanneliese Palm (Hrsg.): *Schreibarbeiten an den Rändern der Literatur. Die Dortmunder Gruppe 61* (Schriften des Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt, Bd. 25), Essen 2012.

Hilmar Klute: *Der Schriftsteller, auf den alle gewartet haben. Nachruf auf Josef Reding*, in: *Süddeutsche Zeitung*, 13. Januar 2020.

Gerd Puls: *Lesebuch Josef Reding*, Bielefeld 2021.

Josef Reding: *Silberspeer und Roter Reiher. Große Jungenabenteuer in einer kleinen Stadt*, Recklinghausen 1952.

Josef Reding: *Friedland. Chronik der großen Heimkehr*, Recklinghausen 1956.

Josef Reding: *nennt mich nicht nigger. geschichten*, Recklinghausen 1957.

Josef Reding: *Reservate des Hungers. Tagebuch*, Recklinghausen 1964.

Josef Reding: *Wir lassen ihre Wunden offen. Tagebuch*, Recklinghausen 1965.

Josef Reding: *Krippenrede für die 70er Jahre. Skandal um ein Gedicht*, Neukirchen-Vluyn 1978.

Josef Reding: *Menschen im Müll. Zwischen Aussätzigen und Favelados*, Freiburg 1983.

Stadt- und Landesbibliothek Dortmund (Hrsg.): *Josef Reding. Siebzig*, Dortmund 1999.

Ich halte nichts von Lebensläufen. Je üppiger sie mit Zahlen und Daten gespickt sind, um so dürftiger ist ihr Wahrheitsgehalt. Vor einigen Monaten konnte ich meinen »komprimierten« Lebenslauf auf der Rückseite der Taschenbuch-Ausgabe meiner Kurzgeschichten-Sammlung »nennt mich nicht nigger« lesen. Da stand: »Josef Reding, geb. am 20. März 1929 in Castrop-Rauxel (Ruhrgebiet). Während des Krieges in Evakuierungs- und »Wehrtüchtigungs«-Lagern, zuletzt als 15jähriger zur Panzerbekämpfung eingesetzt. Nach dem Abitur Betonarbeiter. Dann Studium von Psychologie und Germanistik an den Universitäten Münster (Westfalen), Champaign/Illinois und New Orleans (USA). Reisen und Arbeitsaufenthalte in Indien, Afrika und Lateinamerika. Ein Jahr freiwillig im Grenzdurchgangslager Friedland. 1961 als Stipendiat der Deutschen Akademie, Villa Massimo, in Rom.«

Ich halte nichts von Lebensläufen. Auch von diesem nicht, obgleich ich das Faktengerüst zu dieser Vita selbst geliefert habe. Dieser Abriß enthält zuviel und zuwenig. Er enthält nicht:

... daß ich als 14jähriger meinen ersten Segelflugstart machte und mir nichts sehnlicher wünschte, als immer oben zu bleiben.

... daß ich als 15jähriger Panzerfaustpimpf mit fünf Klassenkameraden auf dem nächtlichen Rückmarsch zufällig in das noch von der SS besetzte Konzentrationslager Dachau geriet.

... daß ich als 24jähriger Austauschstudent erlebte, wie mein farbiger Kommilitone aus einem

Josef Reding

Liebe zum geringsten Bruder

1964

Mittelwesten-Restaurant hinausgeprügelt wurde und ich mit ihm, weil ich die Rausschmeißer angriff.

... daß ich als 31jähriger in Kalkutta mit einer Gruppe Nonnen Sterbende in den Straßen von Kalkutta auflas. Sterbende, die so alt waren wie ich, aber wie 70jährige aussahen. Sie lebten nur noch wenige Stunden. Ihr letzter Wunsch: Sich einmal sattessen.

Hier sind meine eigentlichen Prüfungsdaten. Diese Examina zählen für mich mehr als meine Universitätsstudien. Was ich aus den meisten testierten Semestern mitbekommen habe, ist lediglich ein Horror vor dem esoterischen Gerede, vor der glatten Formulierung, vor dem billigen Rezept. Ein Arbeitsjahr im Beton, eine Woche in einer Lepra-Hütte an der Peripherie von Karatschi hat für mich mehr Bedeutung als ein artifizielles Denkgebäude. Wichtiger als klinisch gereinigte Abstraktionen waren für mich von jeher Menschen, die sich um Prinzipien und Systeme den Deubel kümmern, wenn es um die Hilfe für einen anderen Menschen ging, um die Liebe zum geringeren Bruder. Ich nenne hier bewußt und mit Dank einige Persönlichkeiten, die mir Vorbilder waren: meine Lehrer Walther Küper und Alfred Reinoldsmann, Josef Krahe, der Lagerpfarrer von Friedland und mein Vater, dessen Tod mir schon als Pennäler die Sorge um meine bis zu zwanzig Jahre jüngeren Geschwister in die Hände legte.

Und damit bin ich beim Schreiben. Ich bitte um Nachsicht, wenn ich nicht das Bedürfnis verspüre,

in Hexametern den gestrigen Mondaufgang zu besingen oder die allherbstlich fällige Elegie auf den erkahlenden deutschen Mischwald von mir zu geben. Hier liegen nur einige Proben verzeihlicher Pubertätsdichteritis vor. Was ich an literarischer Kraft besitze, wird von den Themen der Not und der Ungerechtigkeit, die auf allen Kontinenten dieser Welt breit ausgefächert vor mir lagen, voll beansprucht. Seit meiner »Friedland«-Chronik (1956) ließ mich der sozialkritische Problembereich nicht mehr los. Die Kurzgeschichte bot sich mir schon früh als disziplinierteste Form einer überzeugenden literarischen Aussage an. Zehn Jahre Story-Arbeit schlug sich in meiner Trilogie von Kurzgeschichten-Bänden »nennt mich nicht nigger« (1958), »wer betet für judas?« (1959) und »allein in babylon« (1961) nieder. Außerdem entstanden Hörspiele, Rundfunkaufsätze und Tagebuchblätter mit der gleichen Angriffsrichtung. Sie wurden 1963 in dem Band »Papierschiffe gegen den Strom« zusammengefaßt. Während meines Rom-Jahres machte ich einen Ausflug in die Landschaft der Satire. Frucht: »Josef Redings Erfindungen für die Regierung«.

Die Kurzgeschichte bleibt mein liebstes Kind, auch, wenn mich das Schreiben einer einzigen Story Wochen, manchmal Monate kostet. Der Transport des zum Teil autobiographisch durchtränkten Stoffes aus der Dimension der Wirklichkeit in den zeitlosen Bereich der Wahrheit hinein braucht diese gehörige Spanne an Zeit und Arbeit. Ich versuche nicht, gegen dieses Gesetz durabler Kurzprosa zu verstoßen.

Und da ich gelernt habe, daß man beim Schreiben allein sein muß, habe ich den Alleingang stets dem Gruppensturm vorgezogen. Manchmal schaue ich – zugegeben! – mit einigem Verlangen auf die rauschenden Öffentlichkeitsfeste, zu denen in strammer Phalanx Autorenfraktionen sich zusammenfinden. Aber wenn sich dann herausstellt, daß die anschließend wieder Alleingelassenen auch nur mit Wasser ihr literarisches Sूपlein kochen, stecke ich mir eine meiner vielen Pfeifen an und schreibe weiter. Wie gesagt: ich halte nichts von Lebensläufen, aber alles vom Leben.

**Und wenn wir dann wieder
ins Grauen ziehn:
Wir haben NEIN geschrien!**

Zechenhaus Jahrgang Nullsieben

Eine Kindheit und Jugend in Castrop-Rauxel

1971

1929 WURDE JOSEF REDING IN EINER Castrop-Rauxeler Arbeitersiedlung geboren. Sein Vater Paul Reding arbeitete zu dieser Zeit als Filmvorführer, seine Mutter versorgte die Familie. Die vielen Filme, die Josef in seiner Kindheit aufgrund der Tätigkeit seines Vaters gesehen hat, beeindruckten ihn tief. 1939 wurden Josefs Brüder Peter und Paul geboren, Reding kam in diesem Jahr ins Deutsche Jungvolk, die Jugendorganisation der Hitlerjugend. Seine Schwester Elisabeth kam erst nach dem Krieg, im Jahr 1948, zur Welt. Einen erzählenden Einblick in die Arbeitersiedlung seiner Kindheit gewährt Reding in dem Text *Zechenhaus Jahrgang Nullsieben*. Darin beschreibt er seine skurrile Nachbarschaft, schreibt über die Gleichheit der Kinder auf dem Fußballplatz und über die Widrigkeiten und Chancen, die ihm und seinen drei Geschwistern begegneten.



Die Jahreszahl am fantasie reich gestuckten Giebel verriet den ausplätschernden Jugendstil: 1907. Die schwungvoll auszementierten Ziffern waren das einzig Schicke an diesem dunklen Backsteinkasten mit der Lineatur zerbröckelnden Fugenmörtels.

Auf dem knappen Hof eine Dreierreihe von Plumpsklosetts. Bad war ein Fremdwort in den Bergmannshäusern jener Jahre; samstags wurde die Zinkbadewanne im Keller auf den Buckel geladen, die ausgebosselten Stufen heraufgeschleppt und aus dem Einkochkessel vom Kohlenherd mit heißem Wasser gefüllt.

Meine Mutter war auch vom Jahrgang 1907, sah aber anheimelnder aus als der Kubus mit seiner hochstaplerischen Fassade. Ein Zechenhaus eben. Ein Zechenhaus mit einem stets verschlossenen Haupteingang – bloßes Schrubb-Objekt für meine Mutter – und einem dunklen Hintereinschlupf. Vor meinem Zimmer in drei Meter Entfernung eine Stallwand, die mir den größten Teil des Himmels nahm. Aus den Stalltüren spähte und sprang ab und zu eine Ratte. Sonst war nicht viel Ablenkung. In diesem Zimmer spielte ich mit Knickeln und einem hölzernen Maschinengewehr, mit dem man Pappkameraden ummähen konnte: Tantengeschenke der Jahre zwischen zwei Weltkriegen.

Im Zimmer vor der verrußten Wolkenkratzer-Mauer schrieb ich meine ersten Bücher. In den Büchern war viel Trotz.

*

In Castrop-Rauxel III, wie Habinghorst postalisch hieß, war ich von Sammlern umgeben. Es handelte sich dabei nicht um jene Gattung von subtilen Antiquitätenjägern, wie ich sie später in Rom, Rio und New Orleans kennenlernen sollte. Es handelte sich vielmehr um Herrn Blumbach, Onkel Voß und Oma Molatta, die handlichere Dinge zusammentrugen und horteten. Oma Molatta sammelte Flaschen jeder Art und Größe. Ihre Flaschenbude im Garten wuchs zu kaum vorstellbaren Dimensionen. Sie

<

Illustration von Paul Reding zu
Zechenhaus Jahrgang Nullsieben.

zog täglich mit einem Handkarren los und klirrte in der Abenddämmerung zu ihrer Flaschenburg zurück. Was sie mit den Flaschen machte, weiß ich nicht.

Onkel Voß sammelte Roßäpfel. Er mußte es den Pferden vor den Milchwagen und Gemüsekarren schon von weitem ansehen, wann sie groß mußten. Onkel Voß stand dann schon neben der Hinterhand des Gauls mit einem rubbeligen Krauteimer und einem selbstgebastelten Reisigbesen und fegte die goldgelben Köttel rasch in den Behälter, bevor der erste Spatz sich einen Spelz aus dem Pferdeapfel picken konnte. »Da gippt dich datt schnafte Zossen, die kacken soviel auf einmal, datte in Eimer richtig nachstampfen muß!« freute sich Onkel Voß gelegentlich.

Onkel Voß hatte die wuchtigsten Erdbeeren von Castrop-Rauxel.

Herr Blumbach sammelte Holz. Stücke, Strünke, Stöcke, Äste, Borke, Wurzeln, Knüppel, Zweige und Stämme. Am Ufer des Rhein-Herne-Kanals begleitete ich ihn einige Male. Wie ein passionierter beachcomber oder Strandpirat las er die Holzbrocken auf: Weggeschwemmtes von der Holzladung eines holländischen Selbsttreibers, Klötzchen, Bretter, Faßdauben.

Auf dem Hof des Nachbarn Blumbach lagen ein paar mächtige Kastanienbaum-Rümpfe. Ich weiß nicht, wie Herr Blumbach sie dorthin gekriegt hat. Wir benutzten die Stämme als Reitpferde oder Rennwagen. Als Rennwagen dann, wenn Bernd Rosemeyer wieder einen Sieg errungen hatte.

Herr Blumbach starb vor seinem Holzkarren auf der Henrichenburger Straße. Im Morgennebel hatte ihn der Straßenbahnführer zu spät gesehen.

Zwei Tage später verunglückte Bernd Rosemeyer. Und wieder einen Tag später holte eine Holzhandlung Herrn Blumbachs Stämme ab.

*

In Habinghorst waren die Leitbilder der I-Männchen keine Kriegshelden, sondern Erwachsene mit Fußballschuhen. Einen der VfB-Männer habe ich mir besonders eingepägt. Er hieß der »dicke Jun« und sah auch so aus. Wenn der dicke Jun durch den Gänsebusch zum Fußballplatz an der Kanalstraße

trabte, folgten ihm ganze Rudel jugendlicher Anhänger. Und wenn der dicke Jun ausgepumpt durch eine Mondlandschaft namens Sandwüste nach Hause trottete – verdreht, damals gab es noch keine Duschen und Umkleidekabinen –, dann lauschte die Begleiterschar andächtig seinen Kurzkommentaren: »... hab ihm das Ding vonne linke Ecke aus durchen Arm gepöhlt, weil der Pätzekopp bloß auf rechts gestrickt war ...«

Der VfB stand akustisch und geographisch im Zentrum unserer Kindheitserlebnisse. Akustisch darum, weil jedes zwölfte Wort Vauefbe hieß. »Unser Atze iss gezz inne zweite Jugend vom Vauefbe« oder »Ich hab gezz auch ne Kluft wie die vom Vauefbe!«

Und geographisch ließen sich die Spielplätze des Vereins – damals noch von übereinandergeschichteten Rasenplaggen abgegrenzt – nicht mehr wegdenken. Wir hielten die Rasenwälle für die chinesische Mauer, über die man herrlich laufen und manchmal herunterplumpsen konnte. Die Fußballplätze waren kaum einen Steinwurf von unserer Volksschule an der Kirche Habinghorst entfernt. Kein Wunder, daß wir meistens nicht unmittelbar nach Schulschluß nach Hause gingen, sondern uns auf den VfB-Platz schlichen und dort »pöhlten«.

Ich spielte als Sechsjähriger meistens in der Verteidigung. Von den Spielregeln verstand ich so gut wie nichts. Aber ich hatte beim Zuschauen von den Habinghorster Fußballern gelernt, daß man »Abseits!« rufen mußte, wenn der Ball ins eigene Tor geriet, und »Aus für uns!«, wenn das Leder aus dem Spielfeld flog. Ich habe immer sehr laut gerufen und war ein beehrter Verteidiger.

Später erst ist mir aufgegangen, welche Bedeutung die Castrop-Rauxeler Sportplätze auch für die Eingemeindung der Zugewanderten mit den schwer aussprechbaren Namen hatte. Waren sie gut am Ball, dann waren sie aufgenommen, die Datscheks und Wasielaks und Piezonkas und Marcelewskis und Busalskis.

*

Sie hatte erst Kronprinzenstraße geheißen und wurde jetzt in Adolf-Hitler-Straße umbenannt. Von

nun an unterhielten sich die Erwachsenen immer in einem Flüsterton, wenn sie von Politik sprachen. Es war der gleiche aufgeregte Wisperntonfall, in den junge Mütter gerieten, wenn sie in der Nähe ihrer Kinder gynäkologische Erfahrungen austauschten.

Die Mädchen aus unserer Volksschulklasse führten zum Geburtstag unseres Lehrers R. ein selbstgemachtes Spielchen auf. Es war in der Adventszeit. Sie sangen: »O komm, o komm. Emanuel, mach frei dein armes Israel ...!« Lehrer R. flüsterte: »Das dürft ihr jetzt nicht mehr singen. Die Israeliten haben Christus ans Kreuz geschlagen. Und in unserer Zeit werden sie mit Recht dafür heimgesucht ...« Lehrer R. gab auch Religionsunterricht.

*

Es wird kalt auf dem Weg zur Schule. Ich freue mich, daß mein Mantel zu groß und zu lang ist. Meine Mäntel sind von jeher zu groß und zu lang gewesen. »Da wächst du schnell 'rein«, sagte meine Mutter. Aber bevor ich da hineingewachsen war, waren die reichlich bemessenen Textilien meist schon durch Winkelhaken und Schabestellen zum Teufel.

Nathans Spielwarengeschäft gegenüber stehen Menschentrauben. Niemand spricht. Ich sehe: Die alte Frau Nathan nagelt Bretter vor die Schaufenster ihres Ladens. Die Glasscheiben sind kaputt. In der Auslage knäueln sich durcheinander verbogene Giraffen und Pflastersteine. Die alte Frau hämmert. Sie hat ein graues Gesicht. An ihren blaugefrorenen Händen sind graue Zwirnhandschuhe mit Lochstikerei über dem Handrücken. Der Hammerstiel und diese Handschuhe passen nicht zusammen.

Keiner hilft der Frau.

Einer flüstert: »In Castrop hamse heut nacht die Synagoge verbrannt. Wir gehn ma kucken. Die qualmt noch ...!«

*

Die Kinder der Ladenbesitzer und Angestellten und der Ärzte gehen jetzt »auf höhere Schule«. Höhere Schule: das ist das Gymnasium in Castrop oder die Mittelschule in Dortmund-Mengede. Castrop-Rauxel, damals schon eine Stadt von 55 000 Einwohnern, glaubt, seinen Bürgern eine Mittelschule vorenthalten zu können.

Das Schulgeld für die Mittelschule kostet monatlich zehn Mark, für das Gymnasium zwanzig Mark. Für einen Arbeiterhaushalt, in dem 1939 im Monat etwa 160 Mark verdient werden, eine fast unübersteigbare Barriere.

Ich bleibe in der Volksschule. Erst als der Krieg anfängt und Vater wieder eingezogen wird – er war schon im 1. Weltkrieg dabei –, kann ich nach Mengede zur Mittelschule. Ganze Pulks von Castrop-Rauxeler Kindern radeln gen Mengede.

Die ersten Bomben fallen. Flakgranaten bersten. Es wird Mode, Granatsplitter zu sammeln. Bis es zuviele werden. Als in Castrop-Rauxel das erste Haus von Bomben zerschlagen wird, geht der Sonntagsspaziergang nicht mehr ins Grutholz, sondern zu dem bombengeschädigten Haus. Auch das hört bald auf, das Wallfahren zu den vom Bombenkrieg zerstörten Gebäuden. Jeder hat ein kaputtes Haus nebenan, oder wohnt in ihm. Manchmal schneien Flugblätter in die Hinterhöfe: »Herne, Castrop-Rauxel, Essen, wir haben euch nicht vergessen!« – Die Einwohner der Ruhrstädte ducken sich. Es sind Warnungen der Royal Airforce, die sie da in den Händen halten.

*

Auch in Castrop-Rauxel haben Talente es nicht leichter als anderswo. Sprechen wir von meinem Bruder Paul.

Die grafische Arbeit meines Bruders Paul begann mit der Illustration eines meiner Bücher. Paul war damals fünf, ich sechzehn Jahre alt.

Bevor der Verdacht aufkeimen kann, hier seien zwei Wunderknaben am Werk gewesen, muß ich die Episode vertiefen:

Im Verlauf der vorletzten Phase des »totalen Krieges« arbeitete ich als Schüler im Herbst 1944 in einem Konstanzer Rüstungsbetrieb, in dem Zeltplanen für Panzerspähwagen und Sankas hergestellt wurden. Meine Aufgabe bestand darin, mit verschiedenfarbenen Ölkreiden an die Persenning jene Stellen anzukreuzen, an denen Schnallen und Verstärkungen angebracht werden mußten.

Als ich nach einigen Monaten den Arbeitsanzug aus- und Feldgrau anziehen mußte, schickte ich meine Zivilsachen, Schulbücher und einige



Illustration von Paul Reding zu
Zechenhaus Jahrgang Nullsieben.

Federballspiele, Buchpreise und als Krönung ein nagelneues Fahrrad ein, das eine Fruchtsaftfirma als ersten Preis für die beste Zeichnung eingesetzt hatte. Auch sickerten die ersten Honorare in der für ein Arbeiterkind astronomischen Höhe von fünf Mark ein.

Aus diesen regelmäßigen und erfolgreichen Fingerübungen entwickelte sich ein Berufsziel. Als Paul mit seinem Zwillingbruder Peter die Realschule absolviert hatte, setzten wir uns demokratisch-parlamentarisch-antiautoritär zusammen. Es wurde vereinbart, daß jeder seine berufliche Laufbahn frei wählen könne und daß ihm die Familie dabei die größtmögliche Hilfestellung leisten würde, was nach dem Tod des Vaters nicht selbstverständlich war. Peter wählte die Botanik – er ist heute Landschaftsarchitekt in Minden – und Paul bezog die Glasfachschule in Rheinbach bei Bonn und später in Holland die Königliche Akademie der bildenden Künste, ein Name, der uns auf der Zunge zerging.

Pauls Prozeß der Verselbständigung ging rasch voran, obgleich mancher äußere Umstand nicht gerade als talentfördernd angesehen werden konnte. In der Enge unserer Castrop-Rauxeler Arbeiterwohnung war sowenig Platz zum Bemalen von Leinwand, daß Paul schon zu einer Zeit in den Untergrund ging, als dieser als Underground noch nicht modisch war: Paul schuf sich ein Atelier in unserem Vorratskeller. Nun reicht ein Kellerfenster mit seinem kargen Lichtdurchlaß vielleicht gerade noch zum Sortieren von Mittlerer Bona oder Akkersegen, nicht aber zur diffizilen Farbwahl und Mischung auf der Palette.

Dennoch arbeitete Paul zwischen Mutters Einmachgläsern und dem irdenen Sauerkrautbottich tapfer weiter und brachte selbst unter diesen mißlichen Umständen einige ausstellungsreife Bilder zustande, bis ein Verdikt der Hausbesitzerin ihm auch dieses Kellergelaß verschloß: Der Farbgeruch zöge durchs ganze Haus und belästige sie, die Haus-eigentümerin, unbeschreiblich.

Kellervertriebener Paul Reding bezog nach dieser Verstoßung als nächstes Studio einen entvölkerten Hühnerstall, den ihm unser bergmännischer Nachbar Franz Kusma – sein Name sei als mäzenatisches Beispiel der Nachwelt erhalten – kostenlos anbot.

Man muß bedenken, daß in den Gesprächen und Diskussionen, die Paul in jener Zeit der künstlerischen Unbehaustheit mit mir und anderen führte, fragile Themen eine Rolle spielten wie »Figürliche Levationen [sic] bei Marc Chagall« oder »Möglichkeiten der Sakralkunst im Atomzeitalter«, daß wir bei einem Besuch Pauls in meiner Stipendiaten-Klausur der Villa Massimo römische Erkundungen in den Galerien zwischen Caravaggios und da Vincis anstellten und daß Paul in seinem niederländischen Studienort von der Kunstwerk-Summierung vieler Jahrhunderte umgeben war. Und wenn eine krüde Realität dann für das eigene Schaffen nur einen Hühnerstall bereithält, klafft hier eine Diskrepanz.

Warum spreche ich von diesen Episoden, die aus der zeitlichen Distanz eher erheiternd wirken und die doch mit Pauls heutigem Wirkungskreis nichts mehr zu tun haben? Hat alles das, was vor mehr als einem Jahrzehnt einschneidend auf einen künstlerischen Menschen einwirkte, heute wirklich nichts mehr mit ihm zu tun?

Ich glaube, daß man in einer umfassenden Biographie die soziale Grundierung des Menschen nicht unterschlagen darf. Eine solche Soziobiographie, die vor allem das bestimmende Frühmilieu des Malers samt Stimulantien und Sperren einbezieht, bringt wahrhaftigeren Aufschluß über seine heutigen Arbeitsweisen und Selbstpositionierungen als eine bloße ästhetisierende Betrachtung, die uns Kunststudenten noch in den Seminarien der Universität vermittelt wurde, eine Perspektive, die kaum nach dem »Woher?« und »Wohin?« des Krea-tors künstlerischer Werke recherchierte.

Bleiben wir beim »Woher?« und »Wohin?« – ich glaube, daß für meinen Bruder nach seinen Erfahrungen nur zwei Wege gangbar waren: entweder die Flucht aus der Wirklichkeit, die ihn und uns nicht geschont hatte, oder das beherzte Angehen der ihn umgebenden realen Versatzstücke mit den künstlerischen Mitteln, die er sich erarbeitet hatte.

*

1965 habe ich einen wirklichkeitsnahen Gesang auf die Stadt meiner Kindheit und Jugend geschrieben, noch in dem alten Haus in der Nordstraße 42. Der Text heißt »Meine Stadt«:

Meine Stadt ist oft
schmutzig;
aber mein kleiner Bruder
ist es auch
und ich mag ihn.
Meine Stadt ist oft
laut;
aber meine große Schwester
ist es auch
und ich mag sie.
Meine Stadt ist dunkel
wie die Stimme meines Vaters
und hell
wie die Augen meiner Mutter.

Meine Stadt und ich:
wir sind Freunde,
die sich kennen.
Nicht flüchtig kennen
wie die von fernher,
die der Bürgermeister
manchmal über die
Hauptstraße führt.
Er zeigt ihnen nicht
die Schutthalden.
Warum sollte er?
Zuhause führen wir auch
unseren Besuch in das
Wohnzimmer und lassen ihn
mit unserem Mülleimer in Ruhe.

Aber manchmal, bevor ich
zur Schule gehe,
klopfe ich dem grauen
Müllkasten auf den Deckel,
daß er fröhlich klappert.
Und am Schuttfeld
werfe ich grüßend einen
Erdklumpen auf die
blitzende Konservendose
dahinten, daß sie tanzt.

Schachteln meiner kriegswichtigen Ölkreiden an die Mutter, die mit meinen Brüdern Peter und Paul im Nordschwarzwald evakuiert war.

Nach meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft konnte ich sehen, was die Konstellation Ölkreide und Schulbücher an Schöpferdrang in meinem Bruder Paul ausgelöst hatte: ein Teil der Bildtafeln meines Geschichtsbuchs war durch unverkennbar eigenwillige, markante Schraffuren ergänzt und verbessert worden. Insbesondere »Friedrich der Große bei Kunersdorf« und »Preußische Grenadiere im Gefecht« waren Pauls künstlerischer Heimsuchung ausgesetzt.

Ich bewahre dieses Dokument vom Beginn einer Karriere noch gern unter den Raritäten der Redings auf.

Als wir längst wieder in unserem alten Castrop-Rauxeler 07-Haus lebten, wurden die Konturen von Pauls zeichnerischer Arbeit deutlicher: unermüdliche Mitarbeit bei Malwettbewerben für die Jugend brachten ihm in schöner Regelmäßigkeit Fußbälle,